

Die männliche und die weibliche Psyche

Autor(en): **Wolff, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Publikationen der Arbeitsgruppe für Kriminologie**

Band (Jahr): - **(1982)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1050969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die männliche und die weibliche Psyche

Konrad Wolff

Dr.med., Psychiater FMH, Lange Gasse 34, 4102 Binningen

Vergegenwärtigen wir uns zuerst einmal folgende Situation: Ein öffentliches Lokal; im Hintergrund nebeneinander zwei Türen, die eine überschrieben mit "Herren", die andere mit "Damen". Ein junges Pärchen kommt herein, beide langhaarig und in Jeans. Man rätselt: Welches ist der Mann, welches die Frau? Die beiden steuern nun auf die beiden Türen im Hintergrund zu. Jemand sagt: "Jetzt werden wir's ja dann gleich heraushaben, welches der Bursche und welches das Mädchen ist."

Ist denn unsere differenzialdiagnostische Situation wirklich schon so verzweifelt, ist unser psychodiagnostisches Repertoire schon so verödet, dass wir den Menschen schon bei ihren intimsten physiologischen Verrichtungen zuschauen müssen, wenn wir überhaupt noch zwischen Mann und Frau unterscheiden wollen? Oft will es uns tatsächlich so scheinen. Was ist von den gewaltigen Urpolaritäten männlich – weiblich, hell – dunkel, Tag und Nacht noch übriggeblieben, die einst wie mit mächtigen Pendelschwüngen das Drama des Welt- und Menschengeschehens akzentuierten? Auch sie sind, wie so vieles, beliebig umkehrbar und vertauschbar geworden. Das männliche Wesen und Verhalten, das weibliche Wesen und Verhalten – sie sind fürs zeitgenössische Bewusstsein nur mehr zufällige Produkte von Erziehung und gesellschaftlichen Verhältnissen. Man kann sie, wenn man will, beliebig konditionieren, und warum schliesslich nicht auch durch Genmanipulation? Auch die Geschlechtscharaktere scheinen machbar geworden zu sein. Erörterungen über Mann und Frau verlieren sich hinfort in lodernden Geschlechterkämpfen um die Macht. Die Wissenschaft aber hat dem auch nichts mehr beizufügen, denn auch sie – sei es Psychologie, Psychiatrie, Psychoanalyse oder Soziologie – versteht sich weithin auch als Exponent gesellschaftlicher Zwänge oder gesellschaftskritischer Postulate.

Demgegenüber halten wir fest – und wissen uns damit im Einklang mit den Weistümern aller Zeiten und Völker –, dass es das gibt: das Männliche und das Weibliche, den Mann und die Frau, und dass sie nicht bloss zufällige Sumpflüten eines pervertierten Sozialmechanismus sind.

Dabei hat es zugegebenermassen freilich immer etwas Missliches, “typisch männliche” und “typisch weibliche” Charakterzüge aufzählen zu wollen. Denn aus noch so vielen noch so richtigen Einzelzügen lässt sich kein typischer Mann und keine typische Frau zusammensetzen. Vielmehr sind das Männliche und das Weibliche umfassende Bedeutungszusammenhänge, von denen überhaupt erst alle Einzelzüge ihre charakteristische Färbung und Beleuchtung erhalten, dergestalt, dass etwa die Tapferkeit eines Mannes und die Tapferkeit einer Frau zwei ganz verschiedene, wenn auch verwandte, Sachverhalte sind, die nur begrifflich, nicht aber bedeutungsmässig gleichgesetzt werden können.

Der Bedeutungsgehalt von “männlich” oder “weiblich” lässt sich nur intuitiv erfassen, das aber mit untrüglicher Sicherheit. Man überlege sich doch nur einmal, was man zuerst denkt, wenn von einer beliebigen unbekanntem Person die Rede ist. Das erste, was sich einem dazu aufdrängt, wird unweigerlich die Frage sein: Handelt es sich um einen Mann oder um eine Frau – noch lange vor der doch gewiss auch wesentlichen Frage nach dem Lebensalter, der Volkszugehörigkeit oder der Berufstätigkeit des Betreffenden. Alle unsere Eindrücke von einem Menschen sind also gleichsam ins Licht von “Männlichkeit” oder “Weiblichkeit” getaucht, auch bei der “männlichsten” Frau, auch beim “weiblichsten” Mann, und demgemäss stellen wir uns auf ihn ein. Daran ändert auch das Vorhandensein sogenannt weiblicher Eigenschaften im Manne und männlicher in der Frau nicht das geringste, auch nicht die Jungsche Annahme eines weiblichen Seelenbildes im Manne und eines männlichen in der Frau, die die Frage nach Mann und Frau eher zu verwischen geeignet ist.

Wenn wir nun aber gleichwohl daran gehen, um der besseren Greifbarkeit willen einige der als typisch männlich und als

typisch weiblich geltenden Charakterzüge zu nennen, so geschieht dies ausdrücklich unter dem oben erwähnten Vorbehalt. Als weiblich gelten: Intuition, Phantasie; Sinn für Symbolik und Bedeutung; Gefühlstiefe, Gemütswärme, Einfühlsamkeit, Mitmenschlichkeit, Güte, Fürsorglichkeit. Als männlich: logisch-begriffliches Denken, sachliche Einstellung; Konsequenz, Initiative, Tatkraft; Machtwille; Schöpfertum.

Nachdem wir solchermassen den Mann von der Frau abgegrenzt und so die nötige Distanz zwischen beiden hergestellt haben, obliegt es uns nun aber, das Gesagte sogleich auch wieder zu relativieren, indem wir eine Kehrtwendung vollziehen und nach der Ferne nun auch die Nähe zwischen den beiden Polen betonen. Mann und Frau sind sich nicht nur ferne, sie sind sich auch nahe. Sie sind unlöslich und untrennbar aufeinander bezogen, und zwar so, dass wir den Begriff "Mann" nicht denken können, ohne zugleich auch "Frau" mitzudenken, und umgekehrt. Ohne ihr Bezogensein auf den beidesmaligen Gegenpol verlören sowohl Männlichkeit als auch Weiblichkeit jeden Sinn und müssten als Begriffe in sich zusammenfallen.

Sinn, Wesen und Inhalt von Männlichkeit und Weiblichkeit ergibt sich nun aus den zuvor schon gestreiften kosmischen Polaritäten. Sie lassen sich nur ableiten, nicht aber aus Einzelzügen – und wären diese noch so bedeutsam – zusammensetzen. Verkehrt wäre es, wollte man aus Daten, die man empirisch aus Testergebnissen und aus statistischen Erhebungen zusammengeklaut hat, *den* Mann, *die* Frau konstruieren – obwohl auch diese unsere auf ganz anderem Wege gewonnenen Einsichten immer wieder bestätigen. Vielmehr sind Mann und Frau, männlich und weiblich, primäre Gegebenheiten, deren Wesen erst aus der Besinnung auf die kosmischen Polaritäten erhellt.

Folgen wir dieser Leitlinie, so finden wir – von der universellen Symbolik aller Zeitalter beglaubigt – die beiden Zuordnungsreihen: einerseits Frau: Nacht, dunkel; Tiefe, unten; links; horizontal; das ruhende Wasser, überhaupt das Ruhende, Passive, Statische; das Herdfeuer; das Warme und das Weiche; alles Runde, alles Gewölbte, alle Höhlungen und Gefäße,

überhaupt der Raum; die Erde; der Mond. Dem entspricht auf der männlichen Seite: Mann; Tag, hell, Licht; Höhe, oben; rechts; steilrecht; das fließende und das stürzende Wasser, überhaupt das Bewegte; die Zeit; das Kühle und das Harte; alles Gerade, Eckige und Kantige; Sonne, Himmel, Blitz.

Diese kosmischen Zuordnungsreihen finden nun ihre natürliche Verlängerung im menschlich-psychologischen, also im anthropologischen Bereich. Aus ihnen erst ergeben sich die männlichen und weiblichen Charakteristica, das Wesen also des menschlichen Mannes und der menschlichen Frau – männlich und weiblich übersetzt ins Menschliche.

Kraft innerer Wesensverwandtschaft mit den genannten Elementarzügen finden wir auf der Seite der Frau das Folgende. Dem Dunkel der Nacht und aber auch der Tiefe entspringt ihre Affinität zum Unbewussten, zur Seelentiefe; zur Prophetie und zur Magie; zum Ahnungsvollen und Romantischen; zum Dionysisch-Korybantischen. Die Hut des Herdfeuers ist ihr Bewahrendes, Konservatives, ihre Hochschätzung von Überlieferung und Sitte. Seiner Wärme verdankt sie ihre Gemüts- und Gefühlshaftigkeit, seiner Helle die Stärke von Phantasie und Intuition. Die Höhlen, Grotten und Gewölbe, überhaupt der Raum, sind wesensmässig ein und dasselbe mit den beschützenden, umhüllenden, den bergenden und fürsorglichen Zügen der Frau. Die Erde endlich wie die Frau ist der tragende und empfangende Muttergrund, aus dem alles Leben quillt.

Demgegenüber der "typische" Mann. Er ist taghell und rational; er ist bewusst und klar. Er ist, weil nach rechts orientiert, der Handelnde, Aktive, Wirkende. Aus seiner Beziehung zum Zeitverlauf ergibt sich seine Dynamik, sein Vorwärtstreben und Vorandringen. Das macht ihn kühl und hart. Die *Wassertiefe* ist ihm nicht vertraut, jedoch das Ziehende, das Stürzende und Wirbelnde der Ströme und der Katarakte. Wo die Frau umfängt, setzt *er* Normen, Massstäbe, Stützen, erlässt *er* Gesetze; wo sie umhüllt, geht er auf die Begegnung aus bis hin zur Konfrontation, zum Blitzschlag und zum Kampf. Die Sonnenstrahlen liefern ihm das kosmische Vorbild seines

Geistes, des analytischen Denkens und der appollinischen Weisheit.

Wenn wir auf die Geschlechterpolarität abstellen, so könnte es den Anschein haben, als ob jeder Eigenschaft im Manne eine entgegengesetzte in der Frau entspräche und umgekehrt, so dass beides sich jedesmal wie das Positiv zu seinem Negativ verhielte. Bei näherem Zusehen zeigt sich jedoch die Unzulänglichkeit dieser Vorstellung. Man kann die Frau nicht finden, indem man zu jeder männlichen Qualität eine entgegengesetzt-entsprechende hinzuerfindet und daraus das Weib aufbaut. Versuchte man es, man langte beim *Mas occasionatus* des Thomas von Aquin an, oder man müsste mit Freud die weibliche Psyche aus dem Penisneid entwickeln. Und ebensowenig lässt sich der Mann von der Frau her konzipieren.

Es würde zweifellos unseren Wunsch nach Klarheit und schematischer Einfachheit befriedigen, wenn das Verhältnis zwischen Mann und Frau restlos in einer symmetrischen Bipolarität aufginge. Dann hätten wir wie auf einer Rorschach-Tafel zwei identische, nur seitenverkehrte Hälften, die einander genau entsprächen und erst zusammen ein Ganzes bildeten. Das würde auch gut mit dem berühmten Mythos in Platons *Symposion* übereinstimmen.

Dem ist nun aber nicht so, indem auf seiten des weiblichen Pols ein Überschuss an Qualitäten besteht, der auf der männlichen Seite nicht adäquat abgedeckt wird. Wir wollen damit sagen, dass sich das weibliche Wesen nicht erschöpft in denjenigen Zügen, die mit den entsprechenden männlichen korrespondieren. Das weibliche Wesen weist immer über die bloße Geschlechterbeziehung, auch in ihren sublimiertesten Formen, hinaus.

Diese Seite der Frau ergibt sich aus ihrer Beziehung zum empfangenden und tragenden Muttergrund der Erde. Die Frau ist, ausserdem dass sie ein Geschlechtswesen und als solches auf den männlichen Gegenpol ausgerichtet ist, immer auch eine Vertreterin der Grossen Mutter, fühlt und handelt als solche und wird als solche verehrt und gefürchtet, dank ab-

gründlicher Wesensfremdheit zumal von männlichen Individuen. Als solche nun umgreift sie Mann und Frau mitsamt ihrer Polarität. Als solche weckt sie aber auch das Grauen, diese unheimliche Begleiterin alles völlig Fremden und Unbegreiflichen. Hier nämlich, und keineswegs schon in der mannweiblichen Polarität, liegt der tiefste Grund dessen, was wir zuweilen als die völlige Irrationalität des Weibes empfinden, der mit keiner Vernunft beizukommen ist, und die sich in der hoffnungslosen Verfallenheit des muttergebundenen Mannes und in den lebenslangen Todfeindschaften zwischen Mutter und Tochter auswirkt.

Wir sehen also die Geschlechterpolarität durchkreuzt von einer zweiten Polarität – derjenigen zwischen Mutter und Kind. Im Lichte *dieser* Polarität nun sind beide, Mann und Frau, der Grossen Mutter gegenübergestellt, die sich in jeder einzelnen Frau verkörpert. Hier sind sie beide Kind der Mutter. Und hier ist im besonderen die Frau zugleich Frau im engeren Sinne – als Partnerin, Gegenpol und Ergänzung des Mannes – als auch Mutter, und ist zugleich auch ihre eigene Mutter, die Mutter also, die ihr Kind, nämlich sich selbst, umhegt und liebt und nährt.

Aus dieser Doppelnatur des Weibes mag es herrühren, dass uns, in der Nachfolge von Freud, der weibliche Narzismus so viel gewichtiger erscheinen will als der des Mannes. Doch wird er dadurch wettgemacht und in einem gewissen Sinne auch wieder ausgeglichen, dass die mütterliche Obhut eben nicht allein der eigenen, sondern auch fremden Individualitäten gilt. Auf den höher differenzierten Stufen wird aus dem weiblichen Narzismus der Drang und die Befähigung zur Selbstausbildung, Selbstentfaltung, Selbstkultivierung, Selbstgestaltung, Selbstdarstellung, Selbststilisierung. Wir finden deshalb in kulturellen Veranstaltungen, die nicht dem beruflichen Vorankommen oder dem Wettkampf dienen, das weibliche Geschlecht stärker vertreten als das männliche. Dieselbe mütterliche Zuwendung, die hier das eigene Heranwachsen im Auge hat, manifestiert sich, nach aussen gewendet, in der Hinneigung zu sozialen und Kontaktberufen.

Beim Manne steht an dieser Stelle auf niedrigerer Stufe die Tat, auf höherer das Werk.

Es wird nun Widerspruch erregen, wenn wir auch die einst vielberufene Amoralität des Weibes auf eben diesen Muttergrund beziehen. Der berühmteste nationalsozialistische Bandenführer in der Schweiz, eine Kanaille also, blieb bis zu seinem Ende der erklärte Lieblingssohn seiner im übrigen durchaus rechtschaffenen Mutter – eines der vielen Beispiele, in denen die Amoralität des Weibes eine bizarre Verbindung eingeht mit der Mutterliebe, die denn auch treffend als “blind” gekennzeichnet wird.

Die Frau in ihren tiefsten Schichten ist nicht gesetzesbrecherisch, sie ist *gesetzlos*; denn ihre Lebensordnungen sind nicht, wie die des Mannes, gesetzlich oder ethisch, sie sind erotisch. Der Anarchismus ist die weibliche Geschwisterform des Kommunismus-Rousseauismus gegen Marxismus.

Wer mit der Wedekindschen Lulu in Berührung kam und mit dem Blauen Engel, mit Phädra und Medea – lauter klassische Inkarnationen des weiblichen Immoralismus –, der weiss, was hier gemeint ist: der Umsturz des Erotischen ins Tödliche.

Wir sind nun bei der zweiten Potenz des Grossen Mütterlichen angelangt: nach dem Gebärenden, dem Hegenden und Nährenden nunmehr das Schlingende-Verschlingende. Das Zeugende erfordert als sein Gegenstück das Fressende, Sich-Einverleibende. Die Mutter-Frau ist die Geburtshöhle, ist aber auch der Grabesschoss, der alles Leben wieder in sich zurücknimmt. Sie ist die Herrin über Leben und Tod, die beides umschliesst. Das Leben, das sie selbst hervorgebracht hat, ist ihr Geschenk und bleibt ihr Gut; sie wird es, wenn sie das Gelüste ankommt, auch wieder in sich zurückschlingen.

Die Asozialität der Frau entstammt nun eben diesem verschlingenden Todesaspekt ihres Muttertums. Wo sie vergiftet, stiehlt, betrügt, will sie sich das Getötete, Entwendete, Ertrogene zu eigen machen, sich einverleiben, zu sich in ihren eigenen Abgrund herabziehen. Damit ist aber auch sogar noch

ihre Asozialität im tiefsten Grunde Ausdruck des Lebens, nämlich der negativen, dunklen, der Verfallsphasen der Lebenszyklen, und immer noch dem Leben eingebunden, ihm verpflichtet. Selbst noch mit seiner Asozialität dient das Weib dem Leben.

Nicht so die Asozialität des Mannes. Hier liegen psychologisch die Akzente ganz anders. Sie stammt aus seinem Selbstbehauptungswillen oder aus seiner Triebhaftigkeit und zielt viel weniger auf Einverleibung als auf Beseitigung, auf Schädigung und auf Zerstörung von Lebensgütern. Sie erweist sich damit auch als unvergleichlich viel destruktiver. Selbst wo es etwa um Bereicherung geht, spielt hier die Ausschaltung jeglichen Gedankens an den Mitmenschen als ein fühlendes, beseeltes Lebewesen, also das Zerstörerische, eine viel grössere Rolle; wohingegen die Frau diesen gewissermassen gleich mitverschlingt. Der asoziale Mann zertritt alles, was der Durchsetzung seiner Machtgier oder seiner Triebansprüche im Wege steht, und wären es die Normen, die er selbst gesetzt hat, die Frau verleibt sich ein, wonach es sie gelüstet. Sein Wille zielt letzthin auf die endgültige Vernichtung von Leben, ohne Wiederkehr und ohne Neugeburt.

Vergessen wir aber nicht: in jeder Willenstat – und jede Willenstat ist im Grunde männlich motiviert – liegt an sich schon der Keim der Vernichtung. Der Tatwille des Mannes ist das Zerstörerische schlechthin. Ich verweise, um dies aufzuzeigen, auf den erschreckenden Doppelsinn des Wortes “Täter”. Ein Täter ist doch zunächst einmal, der reinen Wortbedeutung nach, nichts anderes als einfach einer, der etwas tut, gleichgültig ob er Böses oder Gutes tut. Wir aber können uns dabei ausschliesslich nur den Urheber einer “Untat” denken: den Täter einer Wohltat gibt es nicht. Das kann doch nichts anderes heissen, als dass wir alle im Grunde wissen, dass jeder Tatwille zerstörerisch ist. Zeuge: der unter der Herrschaft des weissen Mannes verwüstete Planet Erde. Das scheint auch Goethe vorzuschweben, wenn er mit einer bei seiner sonstigen Milde bemerkenswerten Schärfe sagt: Der Handelnde ist immer gewissenlos.

Wir haben uns nun um das Grundsätzliche bemüht und haben dabei erleben müssen, wie schwer das ist. Wir suchen nach Bestätigungen in der täglichen Erfahrung und glauben sie zu finden; aber dann wieder will es uns scheinen, als seien alle Unterscheidungen umsonst.

Hier kommen nun zu guter Letzt doch noch die sozialen, die wirtschaftlichen, die historischen und die kulturellen Faktoren zu ihrem Recht, die wir zu Anbeginn vielleicht etwas allzu leichthin zurückgewiesen hatten, weil uns schien, sie könnten uns vom Wesentlichen ab auf Nebenwege locken. Tatsächlich gehen männliche und weibliche Charaktere unzählige Verbindungen ein; sie mischen sich, sie überdecken und verschieben sich im Laufe der Geschichte und unter dem Drucke gesellschaftlicher und ökonomischer Faktoren bis zur Unkenntlichkeit, ja bis zur Umkehrung ins Gegenteil, so dass, was wir vom Weibe sagten, auf einmal eher vom Manne zu gelten scheint und umgekehrt. Alsdann ist die Verwirrung vollständig. Dem Forschenden obliegt es dann, in Kleinarbeit die Fäden wieder zu entwirren, bis er, wenn er Glück hat, das ursprüngliche Muster wieder herstellen kann. Mit diesen Schwierigkeiten hat jeder zu kämpfen, der sich an dieses Thema wagt. Einen Ausweg aus dem vielfältigen Dilemma kann unserer Auffassung nach nur der Regress auf die kosmischen Analogien von Mann und Weib bieten. Das Wesen von Mann und Frau lässt sich nicht psychologisch oder psychoanalytisch, nicht ökonomisch, historisch oder soziologisch, auch nicht anatomisch oder biochemisch herleiten, sondern allein kosmologisch.

Eines aber möge, in der Absicht auf Versöhnung der Widersprüche, doch noch gesagt sein. Eine der wesentlichen Wurzeln jeglicher Kulturentwicklung liegt im – wie immer gestalteten – Zusammenleben von Mann und Frau und ihrer Auseinandersetzung. Durch das Zusammenleben der Geschlechter gehen männliche Eigenschaften auf die Frau über und umgekehrt, durch Nachahmung, durch Identifikation, durch Idealbildungen und Reaktionsbildungen, oder durch äussere Zwänge. Kulturentwicklung beruht eben darauf, dass der ursprüngliche männliche oder weibliche Geschlechtscharakter vom Gegenpol

her überformt wird. Eine der tiefsten Bedürftigkeiten des Menschen – und darin wird der Platonsche Mythos ewig recht behalten – entspringt seiner Eingeschlechtlichkeit. Sie zu überwinden, tut er sich mit Andersgeschlechtlichen zusammen. Sie zu überwinden, entwickelt er aber auch selber gegengeschlechtliche Züge – sie bleiben aber wohlgemerkt auch dann noch gegengeschlechtlich. Aus diesem zweiten Vorgang nun entsteht das, was wir “Kultur” nennen: eine Verweiblichung des Mannes, eine Vermännlichung der Frau, am schärfsten aufzuweisen in den Verfallszeiten der Endkulturen, etwa an den weibisch dahertänzelnden Herrlein des Rokoko. Wir denken hier aber besonders auch an das Muttertum des Mannes, ohne das Kultur unvorstellbar ist: jeder schöpferisch tätige Mensch kennt die Schmerzen und Entzückungen der geistigen Schwangerschaft.

Wer über Mann und Frau spricht, begibt sich auf ein Terrain voller Minen und Fallstricke auch noch aus einem andern Grunde, ist er doch notgedrungen selber immer eines der beiden und somit in der ständigen Gefahr, von seinen eigenen Wunschbildern und Schreckgespenstern gegängelt zu werden und seinen eigenen Faszinationen zu unterliegen. Ich darf es nicht beanspruchen, ich kann nur hoffen, dass ich diesen Gefahren wenigstens nicht gänzlich erlegen bin.